

Andreas Möller

# AM RANDE BERLINS LEBT DIE INTELLIGENZ

Kleinmachnow, mein Großvater  
und die Reklame fürs Volk

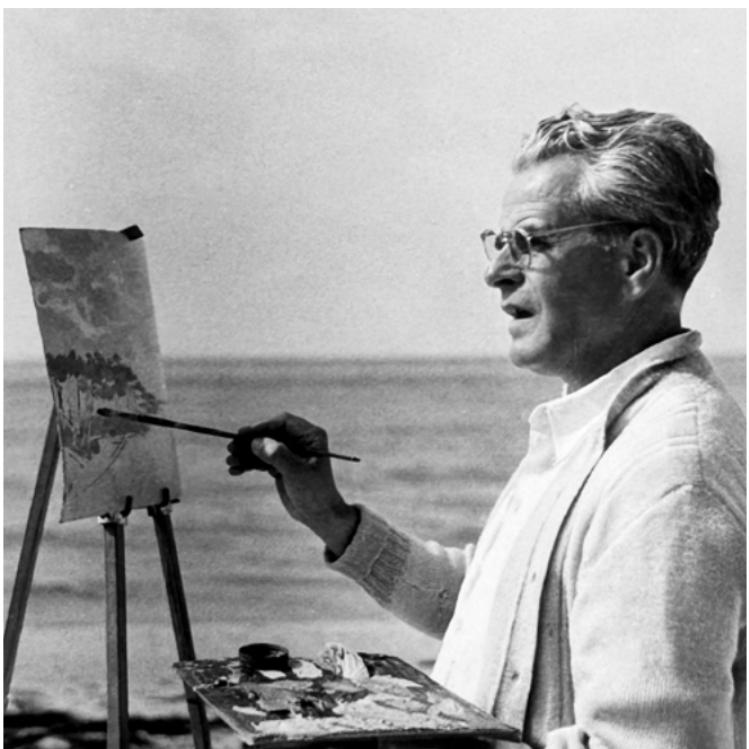
FRIEDENAUER PRESSE

*Für Juliane, Johannes, Kati und Thomas.  
Für Ulrike und Stefan.  
Und für Markus.*



**»Kleinmachnow ist kein Ort.  
Kleinmachnow ist eine Weltanschauung.«**  
Harald Kretzschmar

<b>Einleitung</b>	<b>9</b>
<b>Vom Kaiserreich nach Weimar: Wandervogel und Lebensreform</b>	<b>27</b>
<b>Erste Arbeiten in Köln: Ideale des Werkbunds</b>	<b>35</b>
<b>Metropolis: Im Bann der Leuchtreklamen und Extrablätter</b>	<b>46</b>
<b>Siemensstadt: Gebrauchsgrafiker in Nazi-Deutschland</b>	<b>63</b>
<b>Grunewald: Kunst und Staat</b>	<b>77</b>
<b>Potsdam: Goethes Farbenlehre und die Diktatur</b>	<b>102</b>
<b>Auf dem Rücken der Pferde: In den Krieg</b>	<b>116</b>
<b>Riga 1944: In der Propagandakompanie</b>	<b>127</b>
<b>Wintzingerode: Aus dem Osten ins Eichsfeld</b>	<b>140</b>
<b>»Am Rande Berlins«: Neustart als Grafiker in der DDR</b>	<b>159</b>
<b>Oranienburg: Scheitern des <i>Deutschen Ärzte-Kalenders</i></b>	<b>174</b>
<b>Erlenweg: Jahr der Stasi-Überwachung</b>	<b>190</b>
<b>Sonnenhag: Resignation und Rückzug</b>	<b>215</b>
<b>»Zu lange die alten Männer verehrt: Vorwende und Mauerfall</b>	<b>239</b>
<b>Nikolskoe: Spazieren an der Pfaueninsel</b>	<b>259</b>
<b>Nicht mehr bei Gott: Letzte Jahre</b>	<b>270</b>
<b>Schweigen und Parolen: Mein Großvater und ich</b>	<b>279</b>
<b>Anmerkungen</b>	<b>291</b>
<b>Danksagung</b>	<b>301</b>



Andreas Nießen am Strand von Prerow, 1956

Als die Mauer gefallen war, fuhr ich zu meinen Großeltern nach Kleinmachnow, die nahe der ehemaligen Grenze zum Westberliner Stadtteil Zehlendorf unter Kiefern und Birken lebten, bewacht von den Rufen der Eichelhäher.

Es war der Sommer 1990. Das Gefühl des Neuen lag in der Luft und mischte sich mit dem jugendlichen Hunger nach Leben. Wir hörten Bands wie Sandow und Feeling B, die D-Mark war nun auch im Osten Zahlungsmittel, und Deutschland wurde durch ein Tor von Andreas Brehme Weltmeister. Die Wende hätte zu keinem besseren Zeitpunkt kommen können.

Gleichzeitig schlossen viele Betriebe auch in meiner Heimatstadt Rostock. Der Frust der Erwachsenen über die Entwertung der eigenen Arbeit und die Sprachlosigkeit im SED-Staat übertrug sich auf uns. Die Stimmung war euphorisch und gereizt zugleich. Schlägereien in Diskotheken oder in der S-Bahn nach Warnemünde waren an der Tagesordnung. Mit verstörender Härte brach sich Bahn, was lange unterdrückt geblieben war. Nachrichten über »Bordsteinkicks«, die Angst am Hauptbahnhof mit der E-Gitarre über der Schulter, der Hubschrauberlärm im Unterricht während der Ausschreitungen in Lichtenhagen 1992: Sie gehören zur Erinnerungsschicht jener Jahre.

Zur selben Zeit kam ein Berufsberater in die Klasse und fragte nach unseren Zukunftsplänen. Da ich die Wende mit Montagsdemonstrationen und einer Jugendkultur, in der es nur »rechts«, »links« oder »stino« für »stinknormal« gab, als Politisierung erlebt hatte und für die neue Schülerzeitschrift schrieb, gab ich vorlaut »Redakteur« an. Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete und wie man das wurde. Die lokale *Ostsee-Zeitung* stand zudem im Ruf, eben noch Parteiorgan gewesen zu sein. Doch da ich jetzt so oft es ging nach Berlin fuhr, lag es nahe, mir ein Herz zu fassen und beim *Tagesspiegel* anzufragen, der seine Adresse in der Potsdamer Straße hatte.

Die Idee – im Grunde war es eine Ansage – kam von ihm. Mein Großvater war bereits über achtzig und gab mir nur selten Ratschläge. Aber da er ein halbes Jahrhundert mit Werbeanzeigen, Plakaten und Büchern zu tun gehabt und sich schon im Berlin der Zwanzigerjahre einen Namen als Grafiker gemacht hatte, willigte ich ein.

Ich hatte in der DDR nicht gelernt, Türen ins Unbekannte aufzustoßen und selbstbewusst einen Anspruch zu artikulieren, wie ich es im Unterschied zu manchem West-Kommilitonen noch Jahre später nicht ohne Scham spüren sollte. Entsprechend groß war meine Nervosität. An jenem Morgen sagte mein Großvater etwas zu mir, das ich nicht vergessen habe. Vielmehr ist es, als hörte ich seine Stimme ganz nah, den im Osten seltenen rheinischen Akzent, der in diesem Moment etwas umso Fremderes hatte, als wollte er andeuten: Wie kannst du nur?

Als er mich im T-Shirt im Flur stehen sah, sprach er vorwurfsvoll, ich solle umkehren und mir ein gebügeltes Hemd anziehen. »Die Journalisten sind doch alles konservative Leute!« Es klang wie eine Warnung. Aber es war nur Ausdruck einer Sozialisation, die er so tief

verinnerlicht hatte, dass auch die Arbeiter- und Bauerndoktrin seinen inneren Kern nicht berühren konnte, wie es später im Bericht der Staatssicherheit hieß. In seiner ganzen Traditionssessenheit, die ihm in künstlerischen Dingen zu eigen war, hatte er die Jahrzehnte in der DDR einfach überwintert. Er knüpfte nun 1990 noch einmal an das an, was er sich auf seinem langen Schaffensweg als Kompass angeeignet hatte. Er war sich seines Urteils so sicher, dass ich es nicht wagte, dagegen aufzubegehrn.

11

Trotz des gestärkten Hemdes, das er mir borgte, kam ich nicht weiter als bis zum Pförtner, der mir eine Telefonnummer in die Hand drückte. Vom *Tagesspiegel* habe ich nie wieder etwas gehört. Dafür machte ich im Sommer darauf mein erstes Lokalpraktikum bei den *Norddeutschen Neuesten Nachrichten*, dem Konkurrenzblatt der *Ostsee-Zeitung*. Niemand sah hier so aus, wie ich es nach seinen Schilderungen vermutet hatte. Die Aschenbecher quollen über, an den Wänden hingen notdürftig drapierte Wochenplaner mit dem Symbol des Rostocker Zoos. Glamourös fühlte sich der Journalismus nicht an. Konservativ und erhaben wie auf Schwarzweißfotos von Barbara Klemm, auf denen Joachim Fest am Schreibtisch sitzt, auch nicht. Wie alles andere war auch die Redaktion im Umbruch. Redakteure gingen, und die, die blieben, suchten einen neuen Ton, ohne ihr bisheriges Leben zu verleugnen. »Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen«, dichtete Volker Braun in dieser Zeit: »Und unverständlich wird mein ganzer Text.«<sup>1</sup>

Heute, dreißig Jahre nach dem Tod meines Großvaters, sehe ich ihn wieder vor mir, so wie er in meiner Erinnerung immer aussah. Helle Hose, Hemd mit Binder,

gestrickter Pullunder, Rasierwunde am Kinn, das weiße Haar nach hinten gekämmt, die Augenbrauen buschig, seine abgeschlagene goldene Glashütte am Handgelenk. Er sitzt in seinem Sessel und blickt wortlos in den Raum.

12 Hinter ihm ein volles, fast chaotisches Bücherregal, in dem ich Namen wie Hieronymus Bosch, George Grosz, John Heartfield, Otto Dix, Kuhns *Allgemeine Kunstgeschichte* und *Die Geschichte der Menschheit* von Hendrik van Loon entziffern kann. Als wären es eigens zu diesem Zweck aufgestellte Werbeschilder, die ihren Besitzer bei Fremden einführen sollen, damit er selbst keine Anstalten dazu machen muss.

Wir haben oft nur so dagesessen, ohne zu sprechen, während meine Großmutter stets leidenschaftlich mit mir diskutierte und dabei vergnügt an ihrer *Ernte* 23 zog. Oder sie rührte sekundenlang in ihrer Teetasse, dass man verrückt werden konnte. Sie hatte schöne Sommersprossen im Gesicht und so viele Altersflecken auf den Händen, als wären sie tätowiert. Werktags wie sonntags trug sie eine helle Bluse, die ihr etwas Vornehmes gab. Sie sah der Schauspielerin Ilse Werner nicht unähnlich, die ihre großen Erfolge im Nationalsozialismus feierte und in zweiter Ehe seltsamerweise ebenfalls mit einem Herrn Nießen, nämlich dem Komponisten Josef Nießen, verheiratet war.

Oft reichte »Oma Ruth« Waffelröllchen, die sie in einer runden *Quality-Street*-Dose aufbewahrte. Das machte es einfacher, sie zu lieben, wenn sie die Dinge in der ihr eigenen Schärfe kommentierte. Oder mit einer mahnenden Grimasse zum Ausdruck brachte, dass man beim Abtragen des Geschirrs in die Küche helfen solle. Dazu klatschte sie in die Hände wie eine Sportlehrerin: »Alle Mann, alle Mann!«

Er hingegen redete kaum, ereiferte sich nur selten, war für mich unerreichbar, auch wenn wir uns gegenüber saßen. Er war da und war doch nicht da. Mein Großvater schwieg und rauchte, meist Sumatra, deren feuchte Mundstücke ich musterte, um sie dann mit dem Finger im Aschenbecher zu berühren, wenn er nicht hinsah. Er saß wie hinter einer Glaswand, was auch mit seinem regungslosen Blick zu tun hatte, weil die Augen ihn zunehmend im Stich ließen. Und wenn er etwas sagte, dann war es ein »Setz dich mal her, Sohnemann« oder ein gepresstes »Maline«, mit dem er meine Großmutter rief, wenn er das Gefühl hatte, sie sei nun schon zu lange weg, in der Küche oder im Keller (ich weiß nicht, warum er sie so nannte, ihre Vornamen waren Ruth Dorothea Luise). Und wenn sie schließlich zur Tür hereinkam und »Andres?« sagte, entgegnete er nichts, sondern nickte nur und zog an seiner Zigarette.

13

Er sprach dafür durch seine Bilder, die überall im Haus hingen, es einnahmen, ja fast erdrückten. Es waren Skizzen und Zeichnungen, eine Ansicht des wiederaufgebauten Potsdams, Aquarelle aus der Nachkriegszeit im Dorf Wintzingerode im Eichsfeld, wo meine Mutter und ihre beiden Geschwister wegen der Bombardements auf Berlin aufwuchsen. Porträts von Schauspielern und Ärzten aus den umliegenden Städten Duderstadt, Worbis und Heiligenstadt. Und das Ölgemälde des Grafen von Wintzingerode, den alle im Dorf nur »Onkel Major« genannt hatten, datiert auf das Jahr 1948. Es waren Bilder, die gelebtes, zum Teil erlittenes Leben spiegelten, das mir damals noch nicht vor Augen stand, nicht vor Augen stehen konnte.

Ich wusste lange nichts von seinen Geldsorgen in der Weltwirtschaftskrise und seinem Berufsverbot 1937.

Nichts von der Ehe mit einer jüdischen Frau namens Ella Mayer und der gemeinsamen Tochter Eva vor meiner Mutter. Von ihrer Flucht nach Holland kurz vor Kriegsbeginn. Und von den möglichen Schuldgefühlen, die er nach den Erlebnissen in der Propagandaeinheit an der Ostfront mit sich herumtrug. Nichts von dem, was er im Krieg hatte mitansehen müssen. Nichts vom Neustart als Grafiker in der DDR. Ich wusste auch nichts von den Repressalien, die nun folgten, der Stasi-Überwachung und dem Rückzug in eine Welt, die wie ein Versteck war, in dem er nach all den Orts- und Wohnungswechseln angekommen war. Hier war er zu Hause, im geheimen Kleinmachnow, hatte die letzte und entscheidende Ausfahrt seines Lebens genommen.

Der auch außerhalb Berlins bekannte Ort spielt für seine Biografie eine wichtige Rolle. In Kleinmachnow fanden die sozialen Interaktionen von Künstlern und Intellektuellen in seinem Umfeld statt, vergleichbar mit dem Klischee des Viertels Weißer Hirsch in Dresden für das dortige akademische Milieu, das sich vom Sozialismus abkapselte – und gerade dadurch gut lokalisierbar war. Christa Wolf, die bis zu ihrem Umzug nach Pankow in Kleinmachnow lebte, steht exemplarisch für diese Ambivalenz. Ein Subkosmos »abgeschnitten vom Strom der Zeit«, wie man über Peter Huchels Wohnhaus in Wilhelmshorst bei Potsdam schrieb.<sup>2</sup> Und zugleich ein drastisches Sinnbild der Teilung und des geduldeten Ungehorsams, dessen Symbol auch mein Großvater war.

Wolf Biermann hat nach dem Mauerfall nicht ohne Selbstgerechtigkeit das Wort vom »Schrebergarten der Stasi« geprägt, den er hinter der alternativen Subkultur des Prenzlauer Bergs ausmachte. Ein Ort, der dadurch

charakterisiert gewesen sei, dass er im Wunsch, anders zu sein und ein bestimmtes Publikum anzuziehen, Züge eines Biotops trug, das sich infiltrieren ließ.

Eine solche Analogie wäre in dieser Schärfe und Bitterkeit abwegig. Ich habe Kleinmachnow seit den späten Siebzigerjahren unzählige Male mit meinen Eltern besucht. Vor allem die Gartenfeste mit Hausmusik waren Höhepunkte im Familienleben, nicht zuletzt angesichts der Persönlichkeiten, die zum Freundeskreis meiner Großeltern zählten. Sie versprühten den Geist eines bestimmten, der DDR abgewandten Künstlermilieus, das wir von daheim so nicht kannten.

Im Vergleich zu meiner Heimatstadt Rostock mit ihren Werften, dem Hafen und dem mit Hilfe schwedischer Architekten errichteten Hotel »Neptun«, die ein Höchstmaß an maritimer Weltoffenheit im Spätsozialismus versprühte, erschien mir Kleinmachnow dennoch als ein im emotionalen Sinne selbstbeherrschter Ort, obwohl die Grenze zu Westberlin nur einen Steinwurf entfernt lag. Viel näher als das Signallicht vom dänischen Gedser, das wir bei gutem Wetter von Warnemünde aus sehen konnten und uns vom Westen träumen ließ. Möglicherweise gerade deshalb.

Etwas Weltabgewandtes und Ernstes beschwerte diesen waldigen Flecken Erde, das ich nie zu ergründen vermochte. Selbst ein Kind konnte es aber spüren, wenn es mit einem Einkaufsnetz leerer Bier- und Brauseflaschen zum Getränkehändler Kruschke geschickt wurde. Die Stille kam mir nicht echt vor, die Straßen waren bei Sonnenschein leer, niemand tobte auf dem Trottoir, man sprach gedämpft, alle zogen sich in ihre Häuser und Gärten zurück, von denen viele in direkter Nähe zum Grenzwall standen.

Als mich mein Vater einmal begleitete, blieben wir auf dem Rückweg vor einem Haus im Wolfswerder stehen, das im Schatten der Mauer stand, keine zehn Meter von ihr entfernt. Man konnte fast in die Fenster der dahinterliegenden Wohnungen in Westberlin blicken. Der Besitzer, der gerade im Garten beschäftigt war, ließ Tomaten und Ziergewächse mit der gleichen Unbekümmertheit an dem Beton emporranken wie die von Sandra Hüller verkörperte Hedwig Höss in Jonathan Glazers Drama *The Zone of Interest*. Als er uns bemerkte, bellte er uns an: »Was starren Sie so? Haben Sie noch nie eine Mauer gesehen?« Ich war wie versteinert. Dann brach es aus mir mit dem wackeligen Selbstbewusstsein eines Teenagers heraus: »Doch, aber nicht *die* Mauer!«

Zurück im Haus im Sonnenhag erzählte ich von meinem Erlebnis. Mein Großvater zeigte keine erkennbare Reaktion. Wahrscheinlich, weil er all das aus eigenem Erleben kannte. Doch er sagte nichts, auch wenn ich es mir wünschte. Er blieb wie auch sonst der Mann, zu dem ich gefühlsmäßig nicht vordrang. Nicht als Enkel, der gerne beherzt in die Arme genommen worden wäre oder mit ihm über einen dummen Spruch gelacht hätte. Nicht als Gesprächspartner, der Jahre später auch seinetwegen Geschichte zu studieren begann und Interesse an seinen Grafiken zeigte.

Auch darin, im Herunterregeln von Gefühlen, war er vor allem ein Vertreter seiner Generation, weniger ein Sinnbild der DDR, die »Schuld« genauso wenig wie der Westen thematisiert hatte, wenn es um den Einzelnen und nicht um den Staat ging. Sein Schweigen kam nicht aus der Einsicht, dass erst das Aussparen der Wahrheit eine glückliche Ehe und die unbeschwerte Kindheit meiner Mutter und ihrer Geschwister ermög-

licht hatte. Ich glaube heute, er tat es vielmehr aus Selbstschutz.

Hätte ich ihn im hohen Alter ausfragen sollen, den missbilligenden Blick meiner Großmutter riskierend? Ich brachte es nicht fertig. Also bewunderte ich ihn für das, was er preisgab, verehrte ihn für seine Kunst, für sein Haus, in dem es nach Tabak und Kölnisch Wasser roch. Er konnte ohne Lineal eine gerade Linie mit dem Bleistift zeichnen. Oder ein »A«, das er für mich mit Tuschefarbenschwärze. Der Anfangsbuchstabe unseres gemeinsamen Namens, den meine Mutter für ihren einzigen Sohn aus Liebe zu ihrem Vater ausgesucht hatte.

17

Andreas Nießen starb 1996 als Zeuge von fünf Deutschland. Seine Lebensgeschichte, die man in Anlehnung an Fritz Sterns Memoiren *Fünf Deutschland und ein Leben* (2006) als »Fünf Deutschland und ein Künstlerleben« zwischen Kaiserreich und Wiedervereinigung bezeichnen könnte, wird in diesem Buch erzählt. Sie handelt von einem außerhalb der Fachwelt wenig bekannten Schriftkünstler, der in der Zeit der aufkommenden Massenmedien zum Gebrauchsgrafiker und Werbefachmann wurde und darin Talent bewies. Er lebte ein Leben, zu unbedeutend für das Buch der Geschichte, und doch eng verflochten mit den Geschehen jener bewegten Jahre, wie es 1987 im Vorspann des letzten großen DEFA-Films über die Bekanntschaft eines vom Sozialismus überzeugten Volkspolizisten mit einem jungen Pfarrer heißt: *Einer trage des anderen Last* von Lothar Warneke, der ebenfalls in Kleinmachnow lebte.

Dieses Buch geht der Frage nach, wie mein Großvater unter den ungeheuren Bedingungen, in die er hineingeboren wurde, leben und arbeiten konnte. Und es er-

zählt vom Spagat zwischen Kunst und Broterwerb. Davor, wie man zwischen den Systemen »elastisch« bleibt, ohne sich selbst zu verlieren. Aber es handelt auch von der schweren Mitgift, seine geschiedene jüdische Frau und sein damals einziges Kind emigrieren zu sehen und deren Deportation in Kauf zu nehmen.

Sein Fall liegt dabei nicht wesentlich anders als der von Größen des NS-Kulturbetriebs wie Heinz Rühmann, der sich um seiner Karriere willen von seiner jüdischen Frau Maria Bernheim scheiden ließ, und zwar nur wenige Tage nach der Reichskristallnacht im November 1938. Rühmann heiratete daraufhin die »Vierteljüdin« Herta Feiler, während Bernheim eine eilig arrangierte Ehe mit dem schwedischen Schauspieler Rolf von Nauckhoff einging, die ihr die schwedische Staatsbürgerschaft und Reisefreiheit sicherte. 1943 ging sie ins Exil. Daniel Kehlmann hat Rühmanns Entscheidung in seinem Roman *Lichtspiel* in eine Lakonie gekleidet, die, wie sich zeigen wird, nur zu gut auch auf meinen Großvater passt: »Ganz ohne Kompromisse gehe es natürlich nicht, sagte Rühmann. Er habe sich von Maria scheiden lassen müssen, sonst habe er nicht mehr arbeiten können.<sup>3</sup>

Hat auch mein Großvater sein Gewissen für die Möglichkeit geopfert, seine 1937 entzogene Berufserlaubnis wiederzuerlangen? Oder schützte er im Gegenteil Frau und Kind nach den Rassegesetzen von 1935 durch die formale Aufrechterhaltung einer Ehe, die in Wahrheit seit Jahren brüchig war, wie er behauptete?

Auch nach dem Krieg machte er Konzessionen an den Staat, um Aufträge des neuen DDR-Landwirtschaftsministeriums oder der volkseigenen Pharmabetriebe an Land zu ziehen. Aber er wurde nie zum Parteigänger, sondern zog sich ernüchtert von der Zensur und später der

Observierung durch die Staatssicherheit zurück, wofür Kleinmachnow als bukolischer Ort besser geeignet war als Berlin. Vielmehr scheint es, dass er in der DDR jenen Kotau, den er nach 1933 aus wirtschaftlichen Gründen und wohl auch aus Angst machen musste, nicht wiederholen wollte. So war er zwar Mitglied der berufsständischen Vereinigungen, Kammern und Kulturbünde, ohne die er nicht hätte arbeiten können. Aber er war nie Mitglied der SED. Auch der NSDAP war er nie beigetreten, selbst wenn ihn das Standesamt Berlin-Tiergarten im Gegensatz zu meiner evangelischen Großmutter als »gottgläubig« führte – ein Codewort für den Austritt aus der Kirche bei zumindest passiver Unterstützung des NS-Systems. Und auch wenn die Kreisleitung der NSDAP einen Monat später in einer Auskunft für die Wehrmacht zum Zwecke der Beförderung festhielt, dass »über den Obengenannten in politischer Hinsicht keine Bedenken« bestünden.<sup>4</sup>

19

Die Mühen der Unfreiheit und der mehrfach verfeitelte Wunsch, seiner Kunst nachgehen zu können, weil sie nicht »nationalsozialistisch genug« oder nicht »sozialistisch genug« war: Sie sind das eigentliche Thema seiner Biografie, das sich bis in die letzten Selbstzeugnisse hindurchzieht. Wo endet der legitime Broterwerb? Lässt sich ein Leben, zumal unter den Bedingungen einer Diktatur, aus der Rückschau angemessen beurteilen? Man könnte auch fragen: Wer war er, aber wer wäre man selbst in diesen Zeiten geworden? Auch davon handelt dieses Buch. Das Dechiffrieren der Vergangenheit ist hierbei ein zweischneidiges Schwert. Und das nicht nur, weil die Quellen Lücken aufweisen und die Imagination ersetzen muss, was Akten und Zeitzeugen nicht mehr leisten können. Man ist auch beseelt vom Glauben,

durch die Beschäftigung mit einem Angehörigen etwas zu finden, das auch für andere von Interesse sein könnte.

Tatsächlich kann die Suche einen anderen Menschen durch das Aufdecken alltäglicher Details entzaubern. Am meisten auf der Hut muss man jedoch davor sein, die Quellen auszuschlachten und das Leben eines anderen umzukrempeln. Auch einem Toten ist Intimität zuzugestehen. Darum gilt es abzuwägen, was von historischem Interesse ist und was in den Archivkästen belassen werde sollte. Selbst wenn die Quellen bis auf wenige Ausnahmen öffentlich zugänglich sind. Genau wie es die heutigen E-Mail- und WhatsApp-Verkehre vielleicht eines Tages sein werden, aus denen nachfolgende Generationen ein dichtes Bild der Gegenwart zu zeichnen vermögen. Und dafür Privates öffentlich machen, das nie für die Veröffentlichung bestimmt war.

Insofern ist dieses Buch ein Wagnis. Und doch ist es geschrieben aus dem Wunsch heraus, die Biografie eines Künstlers dem Vergessen zu entreißen und zu bewahren, was seine Generation in den beiden Weltkriegen und danach erlebt, aber auch verdrängt hat. Ich kann dabei nicht für ihn sprechen, ihn weder erklären noch entschuldigen. Aber ich kann über die Zeiten schreiben. Und jene Fragen stellen, die ich zu Lebzeiten nicht gestellt habe. Denn die Lebenden mögen den Toten die Augen schließen, wie es in einem Sprichwort heißt. Aber es sind die Toten, die den Lebenden die Augen öffnen.

Diese Geschichte speist sich darum aus vielen Originaldokumenten, die hier erstmals veröffentlicht werden, das bin ich nicht zuletzt den anderen Familienangehörigen im Sinne größtmöglicher Objektivität und Faktentreue schuldig. Sie ist fußnotenreich. Ihr fehlt dadurch bisweilen der – in der Sprache des Grafikers –

grobe Pinselstrich. Und die Leichtigkeit, ein Leben aus der Zeit zu heben, wie es historische Biografien oft tun.

Dieses Buch ist im Gegenteil in der Überzeugung geschrieben, dass Andreas seine Zeit nicht überstrahlte. Vielmehr war er in seinem Aufstieg wie in seinen Überlebensversuchen ein typischer Vertreter der Zeit. Neben Archivmaterialien werden darum auch Zeitungsartikel, Einladungen, Anzeigen und anderes mehr herangezogen, die insbesondere die Jahre ab 1949 umfassen. Die Quellenlage ist hier merklich dichter als in den Jahrzehnten zuvor. So setzen die Tagebücher meiner Großmutter erst 1949 ein. Zur Tagebuchschreiberin wird man aber nicht mit sechsdreißig. Ich weiß heute: Sie verbrannte ihre Aufzeichnungen, die mutmaßlich bis in die frühen Dreißigerjahre zurückreichen, vor der Einnahme des Dorfes 1945 im Eichsfeld erst durch die Amerikaner und schließlich durch die Rote Armee. Diktaturen wie Kriege formen Menschen, nicht selten machen sie sie kaputt oder berechnend. So einfach ist es wohl.

21

Mein Großvater hingegen hat umfangreiche Briefe aus dieser Zeit hinterlassen, allerdings nicht aus freien Stücken. Sie wurden nach dem Krieg von staatlichen Stellen einbehalten und werden heute im Landesarchiv Berlin und im Bundesarchiv aufbewahrt. Umso genauer muss man überdies sein grafisches Werk lesen. Und hier fällt im Schatten der Auftragsarbeiten etwas Interessanter auf: Ohne explizit zu werden, schuf sich Andreas durch die Auswahl von Bildmotiven und Zitaten eine Art »Sprache«, die seinen Standpunkt im Spiegel der Zeiten recht gut erkennen lässt.

Die Quellen in Form von Postkarten an Verwandte und Freunde zum Jahreswechsel ab 1939 sind grafisch gestaltete Kommentare zur Zeit. Sie geben Aufschluss

über sein Denken auch in Fragen der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands vom Kriegsbeginn bis zum Mauerfall. Darüber hinaus zeichnen sie ein Panorama des Lebensortes Kleinmachnow, der entscheidend zur inneren Emigration des Grafikers und der ihm nahestehenden Künstler nach dem Mauerbau beigetragen hat. Einigen von ihnen bin ich noch persönlich begegnet.

Dieses Buch geht über Kleinmachnow und die Grafikkunst meines Großvaters hinaus und berührt eine deutsche Lebensgeschichte zwischen Mitläufertum und Widerstand – eine Geschichte von vielen. Diese war, so wird sich zeigen, maßgeblich nicht von aktiver Unterstützung der Systeme, sondern von Gefügigkeit und opportunistischer Anpassung aus persönlicher Angst vor Repressionen gekennzeichnet. Und vielleicht ist es die Enkelgeneration, die einen solchen Blick aufbringen kann, ohne einseitig anzuklagen oder zu entlasten.<sup>5</sup>

Lange erstreckte sich die Auseinandersetzung mit dem sogenannten Dritten Reich und dem Zweiten Weltkrieg auf eine nicht verhandelbare Schuld der Beteiligten, wenn diese nicht aktiv im Widerstand gewesen waren. Mit Unverständnis und diskursivem Ausschluss wurden gerade nach Achtundsechzig Zwischentöne wie jene belegt, ob es auch ambivalente, sich überlagernde Perspektiven derer gab, die wie mein Großvater im Krieg bei der »Propaganda« waren oder ihre jüdischen Partner zuvor nachweislich im Stich gelassen hatten.

Die geschichtspolitische Erzählung der Bundesrepublik kannte nur eine Richtung, diese aus Gründen der Distanzierung von den Vätern dafür umso demonstrativer, vielleicht auch hochmütiger. Waren es nach dem Krieg vereinfacht gesagt »die anderen« gewesen, war es

später ein ganzes Volk, das mitgetan hatte im Sinne von Daniel Goldhagens *Hitlers willige Vollstrecker*. Und vermutlich hat ein Teil des Geschichtsrevisionismus der letzten Jahrzehnte, wie er im Historikerstreit und der anschließenden Kritik von Habermas 1986 erstmals zur Sprache kam, auch damit zu tun, nicht beizeiten Ventile für parallele Täter- und Opferperspektiven geschaffen zu haben, ohne das Geschehene zu relativieren.

23

Insofern kann die Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte heilsam sein, indem sie die Dinge neu verortet und Schuld auch Schuld nennt, gleichzeitig aber auf den äußeren Druck, den Schmerz und die unterlassenen Gespräche blickt, die für viele Nachkriegsfamilien typisch waren. Und die sich in der zögerlichen Auseinandersetzung mit dem DDR-Staat nach 1990 in gewisser Weise fortschrieben.

Das vorliegende Buch stößt genau in diesen Zwischenraum, gerade weil es keine Heldengeschichte ist und seinen Protagonisten nicht schont, aber auch die Zwänge und Drangsalierungen nicht verschweigt. Keiner der gesellschaftlich gut verankerten Spitzel, die Berichte über den Kleinmachnower Grafiker Andreas Nießen und dessen Familie an die Stasi lieferten, hat nach der Wende den Versuch unternommen, sich bei ihm oder meiner Großmutter zu entschuldigen. Nie gab es wenigstens anonyme Briefe. So wie es seitens meiner Staatsbürgerkundelehrerin, die bis November 1989 Direktorin unserer Rostocker Schule war, bei zufälligen Begegnungen im neuen SPAR-Supermarkt nie ein Wort der Entschuldigung mir und anderen gegenüber für zahlreiche politische Indoktrinationen und Abmahnungen gab, für die unsere Eltern heranzitiert wurden. Ein ganzes Land verdrängte und schwieg. Man ging als Einzelner

zur Tagesordnung über, versuchte sich im neuen System angesichts unbestreitbarer Brüche in vielen Erwerbsbiografien zurechtzufinden, während man gleichzeitig von der staatlichen und gesellschaftlichen Aufarbeitung des DDR-Unrechts hörte. Bis heute gibt es eine solche im Privaten nicht im selben Maße.

*Am Rande Berlins lebt die Intelligenz* erscheint als Buch der Friedenauer Presse. Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

Alle Abbildungen stammen aus dem Privatbesitz des Autors. Wir danken Felix Wiedler für die Bereitstellung der Reproduktionen auf den Seiten 56 und 57. Das Reichskammer-schreiben auf S. 80 stammt aus dem Landesarchiv Berlin (A Rep. 243-04. Nr. 3601), der Artikel auf S. 166 aus dem Archiv der *Kölnischen Rundschau*.

FRIEDENAUER PRESSE

Erste Auflage Berlin 2025

© 2025 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Großbeerenerstraße 57A | 10965 Berlin, Deutschland  
info@friedenauer-presse.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von Christin Albert, Berlin, in Kooperation mit Valeska Bertoncini, Berlin.

Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-8050-3

[www.friedenauer-presse.de](http://www.friedenauer-presse.de)